

**Zeitschrift:** Solothurnisches Wochenblatt  
**Herausgeber:** Franz Josef Gassmann  
**Band:** 1 (1788)  
**Heft:** 50

**Artikel:** Fortsetzung über die Einsamkeit  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-819887>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Solothurnerisches Wochenblatt.

Samstag den 13ten Christmonat, 1788.

Nro. 50.

## Fortsetzung über die Einsamkeit.

Formosa est nullibi mulier, quam domi,  
In publico laus fraus muliebria sunt. alvar.

Aber hr. Wochner, was Teufels fällt ihnen noch  
„ein? Einsamkeit und Klosterleben empfehlen, bey uns  
„sern aufgeklärten Zeiten, wo die gesunde Politik die  
„Bevölkerung als den größten Reichthum eines Staats  
„ansieht; wo die vielen Fabriken und Manufakturen  
„thätige Hände vonnothen haben. — Wäre ich Meis-  
„ster, ich machte sie heute noch zum Waldbruder in  
„Kreuzen! Gewiß ihre Mönchsspekulation über Einsam-  
„keit würde Ihnen da bald vergehen. Bleiben Sie doch  
„künftig mit derley Quark zu Hause, sonst wird ihr  
„Blatt zu Tabaks und Käß Makulatur werden. So  
„pakte mich ein junger Herr an, für dessen Talente ich  
„übrigens alle mögliche Achtung habe. Aufrichtig zu ge-  
„stehen, dieser derbe Stoß verrückt meinen ganzen Plan.  
Ich muß izt mit meinen einsamen Gedanken anderst-  
wohin wandern, damit ich wegen der versprochenen  
Fortsetzung nicht zum Lügner werde.

So sehr ich für eine gewisse Art Einsamkeit einge-  
nommen bin, so wenig kann ich es billigen, daß gewisse  
Leute einsam sind. Diese Leute sind unsere sogenannten

Saagestolze (Célibatairs à la mode) diese Bequemlichkeitsherrn sind gewöhnlich die ersten , die über das Klosterliche Leben schreyen , und bedenken in ihrer kleophilosophischen Blindheit nicht , daß ein Einziger aus ihrem Orden ( auch politisch betrachtet ) dem Staate mehr schadet , als ein Duzend ehrlicher Mönche. Diese niedliche Menschenart von Haagestolzen sorget nur für ihr herzallerliebstes Selbst , und vermeidet alles , was nur den Anstrich einer Bürde oder Beschwerlichkeit zu haben scheint. Sie gleichen den Hummeln , die den arbeitsamen Bienen ihr Hönig stehlen. Man kann sie auch einsam schwärrende Guku nennen , die ihre Eyer in fremde Nester legen. Aber dies wäre gar zu boshaft , sie haben ihrer seits auch wichtige Ursachen , warum sie sich nicht verehstanden. Wir wollen doch ihre Gründe anhören , eh' wir sie als Thorhüter aufs Gyritzmoos verbannen. — Man kann unmöglich mehr Heirathen , sagen sie , die Weiber sind so prächtig , so kostlich , daß man früh oder spät mit ihnen ein Lump werden muß. Nur beym Stefnadelgeld möchten einem die Haare schon gen Berg stehen. Laßt man sie nicht Meister , so fangen sie weiß der Teufel was an. Die Schönen gleichen einer guten Flinte , da kommt euch ein jeder Hagenschütz , und will sie begücken. Die häßlichen sind nicht des Toppels werth. Hat man Kinder , so gehts noch ärger ; überläßt man selbe der Mutter , so werden sie verzärtelt und vertätschelt. Will der Vater selbst über sie Sorg tragen , so muß er sich bequemen , sie am Morgen herumzukräzen , und Nachmittags blinde Maus mit ihnen zu spielen. ic. Dieses und noch viel schrecklichere sagen die Herrn wieder den hl. Chestand.

Ich will nicht untersuchen , wie viel von all dem wahr ist , aber das ist gewiß , daß dies alles meine Meinung

über die Einsamkeit bestätigt. Denn woher kommen alle die Unfugen, und Unordnungen, wovon besagte Hagestolzen reden, und worüber viele geplagte Ehemänner so bitterlich klagen, als eben von der Abneigung von Einsamkeit. Man liebt zu sehr die großen Gesellschaften. Man will sehen und gesehen werden. Man sucht zu gefallen. Man hat gerne einen Zirkel von Anbetern um sich. Die natürlichen Reize sucht man durch Kunst zu erhöhen, so wie man durch selbe die natürlichen Mängel zu verstecken sucht. Das alles kostet Geld. Der kleine häusliche Zirkel wird zu enge. An die Gesellschaften und ihr Geräusch gewöhnt, degoutiert alles im Hause. Sogar die Kinder, die eine Mutter in den Schoos ihrer Familie hinein bannen sollten, haben nicht Annehmlichkeit genug, eine Frau zu Hause zu behalten. So vergessen die Weiber ihre hohe Bestimmung, machen das Unglück ihrer Männer, ihrer Kinder — und ihr eignes, weil sie den Werth und die Nothwendigkeit einer Standesmäßigen Einsamkeit nicht kennen.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus einem gewissen Hans Jakob Rousseau, alten Burger von Genf anzuführen. Sie hat einen unmittelbaren Bezug auf die Einsamkeit, von der ich rede. Der Verfasser, gar ein wunderlicher Kopf, hat so strenge Begriffe über weibliche Tugend, daß ihn viel Weiber als einen Erzfeuer oder Narren erklären. Doch hören wir ißt, was er sagt.

Wenn man auch läugnen könnte, daß eine besondere Empfindung von Schamhaftigkeit den Weibern von Natur eigen sey, wär' es wohl weniger wahr, daß in der menschlichen Gesellschaft ein häusliches einsames Leben [NB, une vie domestique & retirée] ihr Anteil seyn

solle, und daß man sie in den Grundsäzen, die einen Bezug darauf haben, erziehen soll? Wenn die Schüchternheit, die Schamhaftigkeit, die Bescheidenheit, die ähnen eigen sind, gesellschaftliche Erfindungen sind, so liegt es der menschlichen Gesellschaft viel daran, daß die Weiber diese Eigenschaften erlangen: es liegt daran, selbe bey ihnen zu pflegen, und jedes Weib, das diese Eigenschaften verachtet, beleidigt die guten Sitten. Giebt es wohl in der Welt ein so rührendes, ein so ehrwürdiges Schauspiel, als dasjenige einer Haustutter, die umgeben von ihren Kindern, die Arbeiten ihrer Bedienten anordnet, ihrem Manne ein glückliches Leben verschafft und das Haus mit Klugheit regiert? Da zeiget sie sich in der ganzen Würde eines rechtschaffenen Frauenzimmers, nur da gebiethet sie uns Ehrfurcht, nur da empfangt die Schönheit mit Recht die Ehrenbezeugungen, die man der Tugend abstattet. Ein Haus, dessen Frau abwesend ist, gleicht einem Leib ohne Seele, welcher bald in Verwesung zerfällt; Ein Frauenzimmer außer ihrem Hause verliert ihren schönsten Glanz, und ihrer wahren Zierde beraubt, zeigt sie sich mit Unanständigkeit. Hat sie einen Gatten; was sucht sie unter den Männern? Hat sie keinen, warum setzt sie sich aus, denjenigen, der etwa versucht werden könnte, es zu werden! Durch ein uneingezognes Betragen abzuschrecken. Was sie immer thun mag, so fühlt man, daß sie öffentlich nicht an ihrem Platz ist, und ihre Schönheit selbst, die ohne einzunehmen gefällt, ist nur ein Unrecht mehr! Das sie sich vorzuwerfen hat. Dieser Eindruck mag nun von der Natur oder der Erziehung kommen, er ist allen Völkern des Erdbodens gemein. Ueberall schätzt man die Weiber nach Maßgab ihrer Eingezogenheit. Ueberall ist man überzeugt, daß sie ihre Pflichten vernachlässigen, so bald sie ihre Sitten vernachlässigen. Ueber-

all sieht man, daß, sobald sie die feste und edle Herzhaftigkeit des Mannes in Unverschämtheit verkehren, sie durch diese häßliche Nachahmung sich erniedrigen, und ihr und unser Geschlecht zugleich entehren.

Ich weiß, daß in etwelchen Ländern entgegengesetzte Gebräuche herrschen. Aber sehet auch, welche Sitten sie erzeugt haben. Ich brauchte kein anders Beyspiel, meine Maximen zu bekräftigen. Bey allen alten gesitteten Völkern lebten die Weiber sehr einsam. (NB. très renfermées) Sie erschienen selten öffentlich; Niemals mit den Männern; spazierten nicht mit ihnen; hatten nicht den besten Platz bey den Schauspielen, setzten sich nicht dabei zur Schau aus. Es ward ihnen nicht einmal erlaubt, allen zuwohnen, und man weiß, daß die Todesstrafe für diejenigen bestimmt war, die es gewagt hätten, sich bey den olympischen Spielen erblicken zu lassen.

In dem Hause hatten sie eine besondere Wohnung, \* wo die Männer nicht hinkamen. Wann ihre Männer zu essen gaben, erschienen sie seltener bey Tische; ehrliche Weiber giengen vor Ende des Essens weg. Es gab keine gemeinschaftlichen Versammlungen für beyde Geschlechter. (aucune assemblée commune.) Sie brachten den Tag nicht mit, und unter einander zu. Diese Sorgfalt sich nicht bis zum Ekel an einander zu ersättigen, machte, daß man sich mit mehr Vergnügen wieder sah. Gewiß ist, daß überhaupt genohmen der Hausfriede besser befestigt war, und daß unter den Ehegenossen mehr Einigkeit herrschte, als heut zu Tage unter ihnen herrscht.

Ey! Ey! Du guter Hans Jakob! Mache deinen Buntel hier, wie auf der Insel St. Joh. im Bielersee,

Das deutsche Wort Frauenzimmer stammt von der Gewohnheit ab, nach welcher das weibliche Geschlecht von gutem und vornehmen Stande von dem männlichen abgesondert wohnte. Adelung.